

KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

39. Jahrgang

November

Heft 11

Editorial

BIBLIOGRAPHIEN

*Daß ich vorn an sitz' in dem Schiff,
Das hat fürwahr besondern Griff;
Ohn' Ursach' ist das nicht gekommen:
Auf Bücher stellte ich mein Frommen,
Von Büchern hab' ich großen Hort,
Versteh' ich gleich drin wenig Wort',
So halt' ich sie doch hoch in Ehren,
Es darf sie keine Flieg' versehen.*

Sebastian Brant

1903 hat der Leipziger Buchhändler F. J. Kleemeier seinem *Handbuch der Bibliographie* dieses selbstironische Bekenntnis des „Büchernarrn“ aus dem *Narrenschiiff* vorangestellt, um dann gleich im ersten Satz zu konstatieren: „Wir haben in Deutschland ausgezeichnete Bibliographien“. Kleemeiers nützliches Enchiridion erschien zu einer Zeit, da der Glaube an die Bibliographie als ein Instrument zur Beherrschung des Wissens und damit zur Mehrung der Erkenntnis noch ungebrochen, der vertraute Umgang mit ihr noch für jeden Zunftgenossen selbstverständlich war. Doch, wie man weiß, die Zeiten ändern sich. Im Jahre 1928, knapp eine Generation später, beklagte Walter Benjamin in einem Brief an den Übersetzer Richard Peters den „für die kritische Lage der Wissenschaft so durchaus charakteristisch(en) [...] Umstand“, daß der „steigenden Wichtigkeit der Bibliographie ihre sinkende Beachtung seit Jahren parallel geht“. „Die Bibliographie“, fährt er fort, „ist gewiß nicht der geistige Teil einer Wissenschaft. Jedoch sie spielt in ihrer Physiologie eine zentrale Rolle, ist nicht ihr Nervengeflecht, aber das System ihrer Gefäße.“ Benjamin, dessen Scharfblick nicht entgangen war, daß schwindende Vertrautheit mit bibliographischem Rüstzeug eine Folge der zunehmenden

Spezialisierung war, sah offenbar jenes für das Gedeihen der Wissenschaft so wichtige Gefäßsystem von Durchblutungsstörungen bzw. Arteriosklerose bedroht, jedenfalls prognostizierte er dem Empfänger: „[...] eines Tages wird sich zeigen, daß ihre [der Wissenschaft] heutige Krisis zum guten Teile bibliographischer Art ist.“ (Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. III [Kritiken und Rezensionen], hrsg. von H. Tiedemann-Bartels. Frankfurt/M. 1972, S. 121).

Hier ist nicht darüber zu spekulieren, inwieweit die vielzitierte derzeitige Wissenschaftskrise der Kunstgeschichte bibliographischer Art ist. Der „Fortgeschrittene“, der erstmals beim Bibliographieren für den Magister die Bekanntschaft von *Répertoire* und *Schrifttum* macht, ist jedenfalls kein Symptom für die Krise des Selbstverständnisses von Kunstgeschichte (oder gar eins für deren Ende), sehr wohl jedoch Opfer und zugleich typischer Repräsentant eines Massenfachs, das ihn den einschüchternden Bibliothekswänden mit ihren Nachschlagewerken von vornherein hilflos überlassen hat.

Seit längerem gilt die bibliographische Situation in unserer Disziplin als unübersichtlich. Das hat vielerlei Gründe und hängt nicht zuletzt mit den sich verwischenden Konturen jenes Kunst-Begriffs zusammen, unter dessen Auspizien 1757 Christoph Gottlieb v. Murr daranging, für seine *Bibliothèque de peinture, de sculpture et de gravure* (Frankfurt/M. und Leipzig 1770, 2 Bde) die damals noch klar definierbare „Fachliteratur“ erstmals aufzulisten. Heute bietet sich dem Kunsthistoriker eine Unzahl nationaler wie internationaler, eng spezialisierter wie flächendeckender Literaturverzeichnisse an. Vieles wird in mehr oder minder gut gerüsteten Behörden erarbeitet, manches privater Munizipalverwaltung verdankt, doch auch emsige Verleger werden hier gern initiativ, verspricht doch das „Bibliography“ im Titel Kompaktwissen und darum allemal guten Absatz. So kommt denn in den Handbibliotheken oft das Unentbehrliche neben das nur Brauchbare oder gar Überflüssige zu stehen.

Über die Tatsache, daß in der Kunstgeschichte auf bibliographischem Felde so manches verbessert werden kann und soll, sind sich die Auguren weithin einig. Daher hat es in jüngerer Zeit an Großveranstaltungen wie an Vorstößen einzelner nicht gefehlt, die alle auf jene internationalen Komitees setzen, ohne die heute offenbar nichts mehr geht. Die Akten des 1969 vom CNRS veranstalteten Pariser Kolloquiums (*Bibliographie d'histoire de l'art*. Paris 1969. 237 S.) und — zuletzt — der 1984 nach Pisa einberufenen *Second International Conference on Automatic Processing of Art History Data and Documents* (ed. L. Corti und M. Schmitt. o. O. 1985. 539 S.), deren Sektion VI ebenfalls dem Thema Bibliographie gewidmet war, geben Aufschluß über den jeweiligen Stand der Diskussion. Solange freilich in inhaltlich und organisatorisch wichtigen Fragen Einmütigkeit nicht besteht, dürfte mehr oder weniger alles beim alten bleiben. Gespannt ist man vorerst auf das Gedeihen der neuen Jumelage *Répertoire/RILA* ... (Siehe *AICARC*, XI/XII, number 21 & 22, 1984/85, S. 46).

Auch wer nicht glauben mag, daß der Griff nach den infolge steigenden Outputs immer dickleibigeren Literaturverzeichnissen zwangsläufig immer mehr wissenschaftliche Kreativität freisetzt, wird Benjamin recht geben, wenn er (a. a. O.) feststellt: „Mit Bibliographie ist die Wissenschaft groß geworden“. In einem treffenden Vergleich hat Erwin Panofsky, als er Steinmann/Wittkowers *Michelangelo-Bibliographie* zu besprechen hatte, die Bibliographen „gleichsam die Lokomotivführer in der Wissenschaft“ genannt

(*Zeitschrift für Kunstgeschichte*, I, 1932, S. 160). Mit Hilda Lietzmann und Eduard Isphording kommen in dieser Zeitschrift — nach längerer Pause — wieder zwei jener Spezialisten zu Wort, die in den angelsächsischen Ländern als *art bibliographers* resp. *art librarians* eine eigene Zunft bilden.

Viele der neueren Spezialbibliographien zur Kunstgeschichte sind Ein-Personen-Unternehmen, mithin das Resultat einer ebenso verantwortungs- wie entsagungsvollen Kärnerarbeit; die besten werden zum großen Teil Damen verdankt. Von „eisernen Ladies“ könnte man da bewundernd sprechen, wäre nicht solche Respektsbekundung in diesen Tagen ein zweifelhaftes Kompliment. Marianne Prause, deren Zeitschriftenverzeichnis jeder von uns als Standortnachweis wie als Bibliographie ständig benützt, hat mit dem zweiten Band der *Bibliographie zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts* Hilda Lietzmanns ältere Arbeit von 1968 für den Zeitraum 1967—1979 fortgeführt. Eine seit den sechziger Jahren im Zeichen der „Gerechtigkeit für das neunzehnte Jahrhundert“ (Sternberger) mitunter ins Kraut schießende Wissenschaftsproduktion schlägt in diesem Dreipfünder eindrucksvoll zu Buche. War es 1968 noch möglich, u. a. in einem begleitenden Essay den „Stand der Forschung zur Plastik des 19. Jahrhunderts“ zu resümieren (Klaus Lankheit), so hat man diesmal angesichts von rund 30.000 Titeln wohl vor jedem Versuch einer Wertung aus der Vogelschau kapituliert. Krisensymptom des Spezialistentums? Es scheint so.

Ein recht spektakuläres Unternehmen wird mit der Publikation der Hertziana-Kataloge vorgestellt. Dem Andenken des legendären Ludwig Schudt gewidmet, erscheinen sie nicht als Mikro-Ausgabe sondern in Bänden; 55 sollen es werden, jährlich etwa acht. Die vom Herausgeber gewählte Publikationsform hat etwas ebenso Sympathisches wie Anachronistisches. Nur wenige Kunstbibliotheken dürften angesichts schwindender Ankaufsetats auf einen finanziellen Husarenritt dieser Größenordnung — gegen 30 000 Mark sind zu veranschlagen — sich einlassen können. Eine reiche bibliographische Fundgrube für den Italienforscher, gewiß, und den wenigen, die — wie das Geleitwort empfiehlt — mit ihrer Hilfe „eine eigene Forschungsreise systematisch vorzubereiten“ das Glück haben, werden die Bände auch beim Timing willkommen sein; nur: wer an sie herankommen will, schon der wird in der Regel reisen müssen. Aber sehen wir auch die andere Seite. Berührt es nicht auf altväterische Weise sympathisch zu sehen, wie hier eine traditionsreiche und hochangesehene Institution den Trend zu Microfiche und Lesegerät in einem Paradeffall einfach nicht mitmacht und dem Forscher das Verzeichnis ihrer Bücherschätze in jenem vertrauten Gewand an die Hand gibt, welches Ludwig Schudt und sicher auch der alte Kleemeier als das einzig legitime angesehen hätten? So mag denn, wenn demnächst Online-Terminals das Microfiche aus den Katalogsälen verdrängt haben werden, in den stattlichen grünen Hertziana-Quartanten ein illustres Kapitel kunsthistorischer Bibliotheksgeschichte weiterleben. Und das wäre das Schlechteste nicht.

Thomas Lersch

Anmerkung der Redaktion: Die kürzlich im Berliner Gebr. Mann Verlag erschienene Zeitschriften-Bibliographie zur Architektur in Berlin von 1919—1945, bearb. von Peter und Sabine Güttler (Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 14), soll demnächst in anderem Zusammenhang vorgestellt werden.